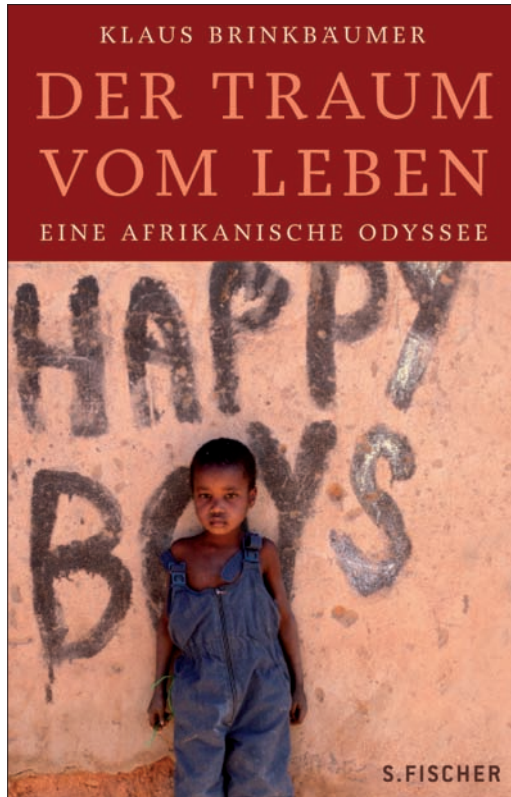


Unverkäufliche Leseprobe des S. Fischer Verlages

Klaus Brinkbäumer
Der Traum vom Leben
Eine afrikanische Odyssee



€ 18,90 (D) sfr 33,40
296 Seiten, gebunden
ISBN 3-10-005103-3
S. Fischer Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2006

hafens von Accra tritt, eine Wand aus Hitze und Schwüle, eine Schwere und die Feuchtigkeit der Tropen.

Der ehemaligen Heimat all derer, die durchkamen nach Europa. Wie John. Oder wie Joy, die Frau, mit der für mich die afrikanische Reise begann.

Ein Beispiel: Joy

Hätte sie es auch versucht, wenn sie geahnt hätte, was passieren würde? Wenn sie das Meer bei Nacht und das Schlauchboot gekannt hätte, wenn sie gewusst hätte, dass 50 Menschen in dem Ding sitzen oder stehen würden, wenn man ihr erzählt hätte, was die Bugwelle eines dieser monströsen Tanker mit einem Schlauchboot macht und dass deshalb ständig, eigentlich jedes Mal, irgendwer über Bord geht und ertrinkt?

»Natürlich hätte ich es versucht«, sagte Joy, »wenn man zu Hause lebendig begraben ist, riskiert man ja nichts, nicht mal mehr das Leben.«

Joy Ofoni, 23 Jahre alt, eine schmale Frau mit Zahnlücke und kurzen Haaren, geboren in Kano im Norden Nigerias, sechstes Kind eines Priesters ohne Gehalt, war allein auf der Suche nach Deutschland, als wir sie in Algeciras trafen. »Die Deutschen sind nett, in Deutschland gibt es Arbeit«, sagte sie und guckte auf diesen Schwarzweißfernseher mit der schiefen Zimmerantenne und dem absurd schlechten Bild, Schatten im Schneegestöber.

Joy Ofoni hatte es geschafft nach Europa, ins Paradies, sie war eine Siegerin nach langem Kampf, aber sie war das, was die Behörden »illegal« nennen, ein Mensch mit falschen Papieren. Darum versteckte sie sich seit zwei Monaten in einem abgedunkelten Zimmer am Stadtrand von Algeciras und wartete. Worauf? »Kannst du mich nicht nach Deutschland bringen? Kann nicht irgendetwas passieren?« Dann zog sie ihre rote Jacke zu,

weil es kalt war im Paradies, und starrte wieder auf den Fernseher.

Es gibt in Andalusien Tausende wie Joy, und es gibt drüben in Nordafrika Zehntausende, die das Gleiche planen wie sie, und diese Menschen sind der Grund dafür, dass die spanische Regierung und die deutsche Regierung und die Migrations-Experten der EU von »Illegalen« sprechen, von einer »Flut«, einer »Lawine«, sie sind der Grund dafür, dass all die aggressiven Wörter fallen, welche die Angst der Spanier, der Deutschen, der Europäer vor den Fremden schüren und ihren Hass.

Europa hat die Grenzen abgeschafft, im Innern. Nach außen zieht Europa Mauern hoch. Europa macht das vor allem an der Küste Andalusiens: Dort stehen inzwischen Wachtürme und Zäune, dort patrouilliert die Guardia Civil mit Nachtsichtgeräten an den Stränden und auf der Nationalstraße 340. Es sieht dort aus wie im Krisengebiet. Europa verteidigt sich. Beamte wie José Manuel Rebello Gómez, Hauptmann der Guardia Civil, fahren die Todesstreifen ab und sind sehr stolz, weil die Anlage so wunderbar funktioniert und schon so lange keiner mehr durchgeschlüpft ist. Aber zugleich ist einer wie Gómez durchaus realistisch. »Wenn ich ehrlich bin«, sagte er, »weiß ich natürlich, dass die Flüchtlinge anderswo Schlupflöcher finden.«

»Sie finden ihren Weg, notfalls irgendwann mit Gewalt. Die Afrikaner, die sich auf den Weg machen, das sind die jungen und die starken«, sagte Encarna Márquez, Sprecherin von Algeciras Acoge, der Hilfsorganisation.

»Nichts hält einen Hungernden davon ab, sich etwas zu essen zu suchen«, das sagte Joy. Europas Abwehrkampf lässt vor allem die Fluchtversuche immer irrwitziger werden: Er verlängert die Routen mancher Flüchtlinge bis nach Gran Canaria oder Fuerteventura und treibt andere dazu, im Hafen von Tanger in die Getriebetunnel von Lastwagen zu kriechen.

Und viele Afrikaner versuchen es immer noch an der Straße

von Gibraltar, weil sie hier das Paradies schon von Afrika aus sehen können. Sie sehen die Lichter von Tarifa und Algeciras, und wenn die Nacht klar ist, steuern sie die Neonreklamen der Strandbars wie Leuchttürme an. Das Problem ist, dass der *Estrecho*, die Meerenge von Gibraltar, an der schmalsten Stelle zwar nur 14,2 Kilometer breit ist, aber überall mörderisch. Weil sich hier Mittelmeer und Atlantik treffen, sind Winde und Strömungen gewaltig. Weil hier 90 Tanker am Tag hindurchfahren und jede Menge Passagierschiffe, gibt es Nacht für Nacht Kollisionen. Denn weil die Flüchtlinge immer ohne Licht unterwegs sind, bemerkt sie kein Steuermann, und weil ihre Boote aus Gummi und Plastik sind, erfasst sie kein Radar, und niemand weiß, wie viele Tote es deshalb gibt.

»60 Leichen im vergangenen Jahr«, das sagte Alférez Alonso von der Guardia Civil. Hässliche, aufgedunsene, angefressene Körper sind das, und manchmal werden sie sogar im feinen Marbella angeschwemmt, meistens aber an der Playa de los Lances, dem 4600 Meter langen Mekka der Wassersportler, und dort müssen die Kite-Surfer dann Slalom fahren zwischen Leichen.

»60 Leichen waren es in einem Jahr an der spanischen Küste, aber die in Marokko und die vielen hundert, die im Meer verschwinden, zählt keiner«, das sagten die Leute von Algeciras Acoge, Hilfsorganisation für die so genannten Illegalen, und darum nennen sie den *Estrecho* das größte Massengrab der Welt. 2000 Migranten sterben hier jedes Jahr, schätzt das Internationale Zentrum für Migrationspolitikentwicklung in Wien.

Menschen wie Joy sind in einem Alter, in dem niemand sterben sollte, einem Alter, in dem man leben will.

»Beim ersten Versuch waren wir über 50 Leute im Schlauchboot. Als die Wellen kamen, verschwand Loveth, meine Freundin. Einfach weg, kein Schrei, nichts zu sehen, nur schwarzes Wasser«, sagte Joy Ofofi. Anderthalb Jahre lang waren sie ge-

meinsam unterwegs gewesen, Joy und Loveth, zwei Mädchen auf ihrer Tour durch Afrika.

Für jeden Migranten und für jede Migrantin kommt irgendwann der Moment, in dem sie fühlen, dass der Ort, an dem sie geboren und aufgewachsen sind, nicht mehr ihr Zuhause ist. Joy war 18, damals in Nigeria, als sie beschloss zu gehen. Sechs Jahre Schule hatte sie hinter sich, oder was man so Schule nannte in einem Dorf, in dem selbst der Lehrer nicht lesen konnte. Es habe viele Tote gegeben in diesem Dorf, sagte Joy, mal sei ihr Stamm überlegen gewesen, dann wieder ein anderer, und nie gab es eine Perspektive. »Glaubt tatsächlich irgendjemand in Europa, dass auch nur ein Afrikaner seinen Kontinent verlassen würde, wenn er nicht müsste?«, fragte Joy und pustete Luft durch ihre Zahnücke. Dann: »Glaubst du, dass ich in Deutschland vielleicht bei einer Bank arbeiten kann?«

Für Joys Reise legten die Familie und die Freunde der Familie zusammen, was sie hatten; sie alle warten seitdem auf Schecks aus dem Paradies. Joys Reise führte zunächst zu Fuß, per Bus und per Anhalter über die so genannte Marlboro-Route, die Strecke der Zigarettenschmuggler, nach Niger und weiter nach Algerien. Kamele brachten Joy durch die Sahara, und natürlich gab es unterwegs viele Männer, die gefährlich waren. Es gab Polizisten, die Flüchtlinge in Lager brachten oder zurück an die Grenze. Führer, die den Weg durch die Wüste kannten oder zu kennen vorgaben. Diebe. Vergewaltiger. Menschenhändler, die Mädchen zwar zu einem Flug nach Europa verhelfen konnten, aber nur in Europas Bordelle. Joys Geld half, aber die 4000 Dollar waren schnell weg. Sie erreichte Maghnia in Algerien, und von dort musste sie laufen, bis sie im November 2001 in Tanger in Marokko ankam.

Tanger war auch damals schon die Börse der Flüchtlinge. Feucht und faul roch es in den engen Winkeln der Medina, zwischen all diesen Läden und Bars, vor denen die Männer kiffen

und Minztee tranken und warteten. Sie hatten nur ein Thema: Europa. Jeder kannte einen, der einen kannte, der wusste, welcher Kapitän das nächste Schlauchboot hinübersteuern wollte. Übermorgen, morgen, heute Nacht.

Diese Männer verlangten 1000 Dollar für einen Platz auf dem Gummirand und 1500 Dollar für einen Platz in der Mitte, wo man nur selten ins Wasser fällt, nur dann, wenn ein Riff den Boden aufschlitzt. Auch Schwimmwesten für 250 Dollar waren im Angebot und Pauschalreisen, im Hänger eines Lastwagens und dann per Fähre, für 4000 Dollar. Leute wie Collins aus Nigeria waren die Broker dieser Börse; Collins wollte selbst nach Europa, aber er hing schon seit zwei Jahren in Tanger fest, weil er von den Provisionen auch nicht schlecht lebte. »Manche zahlen viermal, bis sie endlich auf einem Boot sind«, sagte Joy.

Sie wohnte drei Monate lang im Hotel »Monaco«, einer jener Pensionen mit schmierigem Eingang, in denen der Rezeptionist der König ist. Der Rezeptionist kann den Mund halten, das wäre gut; er kann sich umhören, das wäre besser; er kann von der Polizei bezahlt sein, dann ist wieder Razzia morgens um vier, und die Flüchtlinge, die immer in Jeans und Schuhen schlafen, springen zu Dutzenden aus den Fenstern.

Es war Februar, als Joy das Geld erhielt, auf das sie gewartet hatte; ihre Tante Princess, die es vor Jahren nach Spanien geschafft hatte und in Algeciras als Kellnerin arbeitete, hatte es geschickt. Joy bezahlte ihren Broker und hatte Glück. Glaubte sie. Ein Kleinlaster brachte sie nach Osten, an den Stadtrand von Ceuta, und da waren es nur noch 14 Kilometer bis zum Paradies.

Joy's erste Überfahrt begann in der Nacht vom 10. auf den 11. Februar 2002. Der Sturm kam so plötzlich, wie Stürme in der Straße von Gibraltar immer kommen. Die 50 Passagiere schaukelten das Wasser mit den Händen über Bord und sahen die Tanker erst, als sie ein paar Meter vor ihnen waren. Loveth versank

im Meer, zwei andere fielen hinterher, und der Skipper wendete und fuhr zurück nach Marokko.

Joy schlief dann in den Bergen vor Ceuta und weinte und wartete. Ihre zweite Überfahrt begann am 21. Februar. Diesmal waren nur 32 Leute an Bord, aber zwei Ahnungslose standen am Motor. 45 Minuten würde es dauern, sagten sie, aber da sie neu im Geschäft waren, hatten sie nicht genügend Sprit dabei. 18 Stunden lang trieben sie in der Meerenge, und dann sahen sie das Boot der Guardia Civil.

Was für die Flüchtlinge das Spiel des Lebens ist, die letzte und einzige Chance, das ist für die Guardia Civil längst Routine: Mit ihren Nachtsichtgeräten können Alférez Alonso und seine Jungs beobachten, wie die Boote drüben an der Küste von Ceuta ablegen; sie können zählen, wie viele Menschen einsteigen; sie können sogar die Vergewaltigungen beobachten, die es an Bord gibt, immer wieder. Joy, nass und durchgefroren, wurde von Polizisten aus dem Schlauchboot gezogen und landete da, wo alle landen: in den Containern der Cruz Roja, des Roten Kreuzes, im Hafen von Tarifa, wo Männer wie Luis Hidalgo, einstiger Besitzer einer Hafenkneipe und nun ehrenamtlich guter Mensch von Tarifa, zwischen Bergen von Matratzen und Schuhen und Kekspackungen auf neue Afrikaner warten.

»Sie kommen jeden Tag«, sagte Hidalgo und zeigte auf die Klippen, wo die Reste jener Boote hingen, die draußen auf den Riffen zerstückelt worden waren. Am Tag nach Allerheiligen 1988, am 2. November, kamen zum ersten Mal Tote: 23 Leichen wurden an den Strand gespült, es war der Anfang.

Und wenn die Boote kommen, ist es so wie in jener Nacht am Strand von Paloma: Ein paar Anwohner brachten Tee und Decken. Die Taucher suchten die Toten; vier zogen sie an Land, und wie immer wurden sie für ein paar Wochen gelagert und dann eingäschert und in Urnen per Fähre nach Marokko zurückgebracht. Die Marokkaner und die Nigerianer rannten in